

Open Access – aber wie?

Debatte um freien Zugang zu wissenschaftlichen Publikationen

vbe. Wissenschaft lebt vom Austausch innerhalb der Forschergemeinde, und eine der wichtigsten Formen dieser Kommunikation ist die Veröffentlichung neuer Ergebnisse und Theorien in Fachzeitschriften. Doch selbst die Bibliotheken der reichsten Universitäten können sich nur Abonnements für einen Bruchteil der 24 000 weltweit herausgegebenen wissenschaftlichen Journale leisten – mit dem Ergebnis, dass viele Artikel wiederum nur von einem kleinen Teil jener Wissenschaftler gelesen werden, die für ihre eigene Forschung einen Nutzen daraus ziehen könnten. Die in den 1990er Jahren entstandene Open-Access-Bewegung fordert deshalb freien Zugang zu allen in Fachzeitschriften publizierten Artikeln. Bisher sind dieser Aufforderung allerdings nur wenige Verlage und Herausgeber nachgekommen, und die meisten von ihnen gestatten Nicht-Abonnenten den Zugang erst sechs Monate nach der Veröffentlichung.

In den vergangenen Jahren wurden deshalb rund tausend Open-Access-Zeitschriften gegründet, darunter über hundert Journale des kommerziellen Verlags BioMed Central und die Zeitschriften «PLoS Biology» und «PLoS Medicine» der Wissenschaftler-Initiative «Public Library of Science». Diese hat sich das ehrgeizige Ziel gesetzt, den führenden traditionellen Blättern Konkurrenz zu machen. Die Kosten für die Qualitätskontrolle, den sogenannten «peer-review», und die anschliessende redaktionelle Bearbeitung tragen bei den Open-Access-Journalen nicht die Leser, sondern die Autoren – je nach Zeitschrift zwischen 500 und 1500 Dollar pro Artikel. Kritiker der Open-Access-Bewegung wie Albrecht Hauff, Geschäftsführer des Thieme-Verlags, sehen darin allerdings einen Schönheitsfehler: Wenn die Autoren entschieden, was gedruckt werde, so könne das zu einem Qualitätsverlust der wissenschaftlichen Publikationen führen, sagte Hauff vergangene Woche an einem Symposium am Universitätsspital Zürich zum Thema «Open Access».

Für einen solchen Qualitätsverlust gibt es zwar bisher keine Indizien – bei den bestehenden Open-Access-Zeitschriften werden etwa gleich viele Manuskripte abgelehnt wie bei den traditionellen –, doch manche befürchten, dass diese Debatte der Bewegung trotzdem mehr schade als

nütze. Auf jeden Fall lenke sie aber vom eigentlichen Ziel ab, meinte in Zürich der Neurowissenschaftler Stevan Harnad von der Université du Québec in Montreal: dem freien Zugang zu *allen* wissenschaftlichen Artikeln. Anstatt zu warten, bis auch die restlichen 23 000 Fachzeitschriften zur Open-Access-Politik übergingen, sollten die Forscher ihre Artikel lieber – mit charakteristischen Schlagwörtern versehen – auf ihren Homepages oder auf Servern ihrer Institutionen archivieren, forderte Harnad. Damit die selbst-archivierten Artikel dann im Datenschungel des Internets aufgespürt werden können, haben engagierte Open-Access-Streiter in den letzten Jahren spezielle Suchmaschinen wie das Oaister-Projekt der University of Michigan und die Citebase der University Southampton entwickelt. Zudem gestatten inzwischen mehr als 90 Prozent der Fachzeitschriften das Archivieren eigener Artikel.

Auf diesem Weg könne man also quasi über Nacht fast alle 2,5 Millionen Artikel, die durchschnittlich pro Jahr veröffentlicht würden und deren Qualität ja bereits über «peer-review» sichergestellt sei, frei zugänglich machen, meinte Harnad in Zürich. Doch noch immer machten viel zu wenige Forscher von dieser Möglichkeit Gebrauch. Nur gerade 15 Prozent aller publizierten Artikel würden auf eigenen Servern archiviert, weitere 5 Prozent in einem Open-Access-Journal veröffentlicht. Harnad vertrat deshalb die Meinung, dass die mit öffentlichen Geldern unterstützten Wissenschaftler zu ihrem Glück gezwungen werden müssten – entweder vertraglich, indem man die Forschungsförderung an einen wie auch immer gearteten Open Access kopple, oder sogar gesetzlich. Letzteres hat im Sommer ein Komitee des Unterhauses der britischen Regierung empfohlen. «Und genau das ist es, was Sie auch in der Schweiz tun sollten», appellierte Harnad an seine Zuhörer.